

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Alternde Gesellschaft: Wie groß sind die Herausforderungen?

Die niedrigen Geburtenraten und die höhere Lebenserwartung bergen potenziell erhebliche Probleme für die Nachhaltigkeit von Sozialsystemen in Europa. Erkenntnisse aus der demografischen Forschung spielen eine wichtige Rolle, um wirtschaftspolitische Akteure zu informieren. Die Forschungsergebnisse, die in dieser Ausgabe der Demografischen Forschung Aus Erster Hand präsentiert werden, lassen verschiedene Aspekte der ökonomischen Herausforderungen von modernen westlichen Gesellschaften in ein neues Licht rücken.

Im Kontext der globalen Finanzkrise gewinnen Forschungsfragen an Bedeutung, die die Wechselwirkung zwischen Konjunktur und demografischen Variablen untersuchen. Die Arbeit von Michaela Kreyenfeld vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock und Gunnar Andersson von der Universität Stockholm, die auf den Seiten 1 und 2 vorgestellt wird, analysiert die Konsequenzen von Arbeitslosigkeit für Fertilitätsentscheidungen anhand von Daten aus Deutschland und Dänemark. Die Ergebnisse der Studie, die in *Advances in Life Course Research* publiziert ist, zeigen die Relevanz des Bildungsniveaus, zusätzlich zu Geschlecht und Alter, als Bestimmungsfaktor der Entscheidung für oder gegen Kinder bei Arbeitslosen.

In der zweiten Studie, die auf Seite 3 vorgestellt wird, haben Stephan Kühntopf vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden und Thusnelda Tivig vom Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels die Lebenserwartungsprofile von Menschen untersucht, die früher als gesetzlich vorgesehen in Rente gehen. Die Analyse, die im *European Journal of Epidemiology* publiziert ist, zeigt, dass die verbleibende Lebenserwartung bei Frührentnern in Deutschland deutlich niedriger liegt als bei Personen, die später aufhören zu arbeiten. Die daraus folgende kürzere Rentenbezugszeit lässt schließen, dass die Kosten für die Rentenkassen kleiner sein könnten als bisher angenommen.

Wie wirkt sich Mobilität auf den Erfolg im Arbeitsmarkt aus? Diese Frage beantworten Gil Viry von der Universität Edinburgh sowie Heiko Rüger und Thomas Skora vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in einer in *Sociological Research Online* erschienenen Studie, die auf Seite 4 zusammengefasst ist. Die Ergebnisse des Teams entkräften mithilfe europäischer Daten den Mythos von Mobilität als starkes Instrument für die Karriereentwicklung. Stattdessen deutet die Analyse darauf hin, dass Mobilität mit einer besseren Vereinbarung von Berufs- und Familienleben sowie mit der Integration im Arbeitsmarkt in Zusammenhang steht.

Jesús Crespo Cuaresma

Geburtenrate

Ohne Arbeit keine Kinder?

Vor allem Männer und gut ausgebildete Frauen lassen sich, wenn sie arbeitslos sind, mit der Gründung einer Familie Zeit

Frühere Studien konnten nur wenige oder gar keine Belege dafür finden, dass Arbeitslosigkeit die Familienplanung beeinflusst. Eine Untersuchung des deutsch-schwedischen Forscherduos Michaela Kreyenfeld und Gunnar Andersson hat jetzt jedoch gezeigt, dass die Entscheidung für oder gegen Kinder bei Arbeitslosen stark vom Geschlecht, Alter und Bildungsstand der untersuchten Personen abhängt.

Fast alle westeuropäischen Länder haben seit Jahrzehnten mit niedrigen Geburtenraten zu kämpfen. Bekamen in den Baby-Boom-Zeiten der Sechzigerjahre Frauen im Schnitt zwei bis drei Kinder, werden in Deutschland heutzutage nur noch etwa 1,4 Kinder pro Frau geboren.

Im benachbarten Dänemark sah die Situation Anfang der Achtzigerjahre ähnlich wie in Westdeutschland aus, wo die Geburtenraten auf niedrigem Niveau lagen. Inzwischen kommen die dänischen Frauen im Schnitt wieder auf knapp 1,9 Kinder – was Soziologen unter anderem darauf zurückführen, dass sich das Land seit gut

drei Jahrzehnten verstärkt darum bemüht, auch junge Mütter in den Arbeitsmarkt zu integrieren.

Wie aber wirkt sich Arbeitslosigkeit auf die Zahl der Kinder aus, die Deutsche und Dänen heutzutage bekommen? Michaela Kreyenfeld vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock und ihr schwedischer Kollege Gunnar Andersson von der Universität Stockholm sind dieser Frage nachgegangen. In ihrer Studie, die in der Fachzeitschrift *Advances in Life Course Research* veröffentlicht ist, formulieren die Demografen zunächst drei Hypothesen.

Erstens nehmen sie an, dass Arbeitslosigkeit

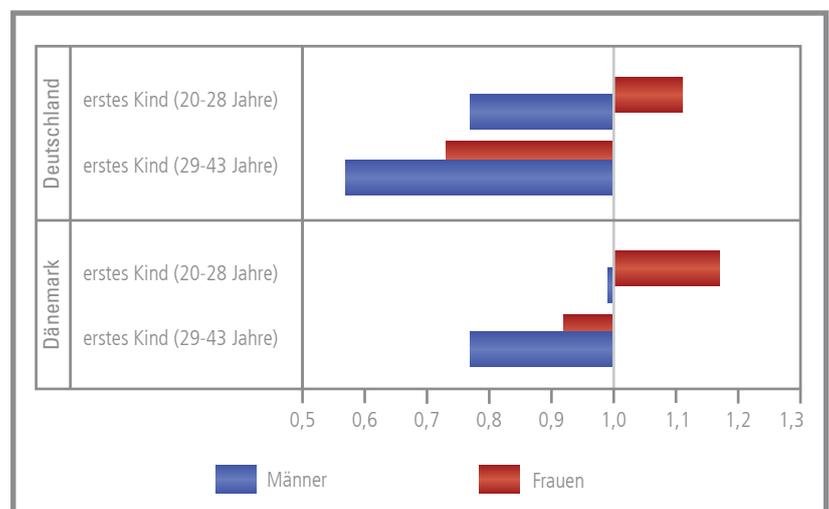


Abb. 1: Das Balkendiagramm zeigt, wie sich Arbeitslosigkeit auf die Erstgeburtenrate von Männern und Frauen unterschiedlichen Alters in Deutschland und Dänemark auswirkt. Werte unter 1 zeigen an, dass die Rate gegenüber nicht arbeitslosen Männern und Frauen verringert ist. Werte über 1 bedeuten eine erhöhte Rate. Quellen: GSOEP 1984-2011, Dänische Registerdaten 1981-2001, eigene Berechnungen.

insbesondere junge Frauen und Männer davon abhält, eine Familie zu gründen. Aufgrund der finanziellen Unsicherheit gehen sie zudem davon aus, dass ein fehlender Job die Wahrscheinlichkeit senkt, dass Familien ein zweites oder gar drittes Kind bekommen.

Zweitens vermuten die Forscher, dass die Entscheidung für oder gegen ein Kind bei arbeitslosen Frauen vom Bildungsstand abhängt: Während sich gut ausgebildete Frauen häufiger dafür entscheiden könnten, ihre Familiengründung zu verschieben, sähen arbeitslose Frauen ohne eine gute Ausbildung vielleicht gerade in ihrer Mutterrolle eine neue, sinnvolle Aufgabe. Bei Männern gehen die Demografen von einem ähnlichen, aber schwächer ausgeprägten Effekt aus.

Ihre dritte Hypothese lautet, dass die beobachteten Unterschiede zwischen Männern und Frauen in Dänemark kleiner sein könnten als in Deutschland. Die Wissenschaftler wählten für ihre Studie nämlich bewusst zwei Länder aus, in denen sich das Geschlechterverhalten innerhalb der Familie stark unterscheidet. Während sich in Deutschland der Mann immer noch vielfach als Haupternährer der Familie sieht, herrscht in dänischen Haushalten häufiger eine egalitäre Arbeitsteilung.

Um ihre Hypothesen zu überprüfen, nutzten Kreyenfeld und Andersson Daten des GSOEP (German Socio-Economic Panel), einer jährlichen Befragung von mehr als 12.000 Privathaushalten in Deutschland, die den Zeitraum zwischen 1984 und 2011 umfasste. Für Dänemark werteten sie Daten des dänischen Bevölkerungsregisters aus den Jahren 1981 bis 2001 aus.

In Dänemark kamen im untersuchten Zeitraum 1.931.861 Kinder zur Welt. In der sozialwissenschaftlichen Befragung GSOEP sind zwischen 1984 und 2011 nur 6.142 Geburten verzeichnet. Dennoch verzichteten Kreyenfeld und Andersson darauf, die deutschen Registerdaten zu analysieren, da diese keine Angaben zur Kinderzahl der Männer enthalten und zudem nur unzureichende Informationen über den Bildungsstand beider Geschlechter liefern.

Die Ergebnisse der Forscher zeigen, dass Arbeitslosigkeit bei Männern wie erwartet dazu führt, dass diese ihre Familiengründung häufig auf einen späteren Zeitpunkt verschieben (s. Abb. 1). Anders als die Forscher vermutet hatten, macht sich dieser Effekt jedoch bei jüngeren Männern zwischen 20 und 28 Jahren weniger deutlich

Bildungsstand	niedrig	mittel	hoch
Deutschland			
Männer	0,79	0,63	0,67
Frauen	1,11	0,96	0,63
Dänemark			
Männer (20-28 Jahre)	1,15	0,90	0,72
Frauen (20-28 Jahre)	1,47	1,03	0,83
Männer (29-43 Jahre)	0,92	0,74	0,67
Frauen (29-43 Jahre)	1,22	0,88	0,81

Tab. 1: Die Tabelle zeigt, wie der Bildungsstand die Erstgeburtenrate arbeitsloser Männer und Frauen in Deutschland und Dänemark beeinflusst. Werte unter 1 zeigen an, dass die Rate gegenüber nicht arbeitslosen Männern und Frauen verringert ist. Werte über 1 bedeuten eine erhöhte Rate. Wegen der niedrigeren Fallzahlen aus Deutschland wurde dort auf eine Einteilung in verschiedene Altersgruppen verzichtet. Quellen: GSOEP 1984-2011, Dänische Registerdaten 1981-2001, eigene Berechnungen.

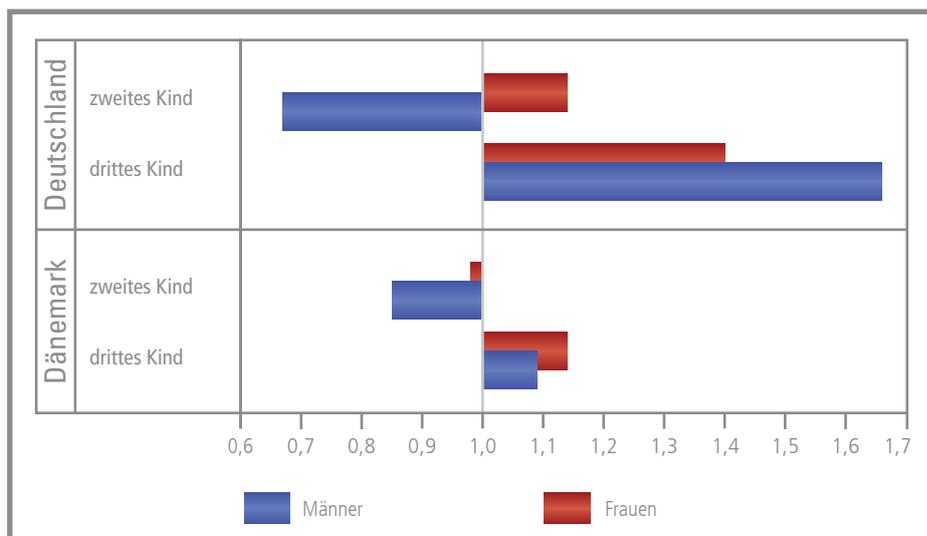


Abb. 2: Das Balkendiagramm zeigt, wie sich Arbeitslosigkeit auf die Zweit- und Drittgeburtenrate von Männern und Frauen in Deutschland und Dänemark auswirkt. Werte unter 1 zeigen an, dass die Rate gegenüber nicht arbeitslosen Männern und Frauen verringert ist. Werte über 1 bedeuten eine erhöhte Rate. Quellen: GSOEP 1984-2011, Dänische Registerdaten 1981-2001, eigene Berechnungen.

bemerkbar als bei älteren. Insgesamt ist der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Familienplanung der Männer in Deutschland erwartungsgemäß größer als in Dänemark.

Bei den Frauen ergibt sich ein etwas anderes Bild. Während sich die jüngeren von ihnen in Deutschland bei ihrer Entscheidung für oder gegen das erste Kind kaum davon leiten lassen, ob sie einen Job haben oder nicht, tendieren arbeitslose junge Frauen in Dänemark vermehrt dazu, Mutter zu werden. Ab einem Alter von 29 Jahren hingegen scheint Arbeitslosigkeit die Frauen daran zu hindern, ihr erstes Kind zu bekommen. In Deutschland ist die Erstgeburtenrate arbeitsloser Frauen gegenüber den nicht arbeitslosen in dieser Altersgruppe um rund 30 Prozent reduziert.

Geht es um die Geburt des zweiten oder dritten Kindes, ändert sich der Einfluss der Arbeitslosigkeit deutlich (s. Abb. 2). Erwartungsgemäß entscheiden sich arbeitslose Männer demnach seltener für ein zweites Kind als nicht arbeitslose. In Deutschland ist dieser Zusammenhang wie vermutet noch stärker ausgeprägt als in Dänemark. Beim dritten Kind jedoch kehrt sich der Effekt der Arbeitslosigkeit, anders als angenommen, in beiden Ländern um.

Bei den Frauen führt Arbeitslosigkeit in Deutschland vermehrt dazu, dass diese sich für ein zweites oder gar drittes Kind entscheiden. In Dänemark hingegen ist ein Einfluss der beruflichen Situation nur beim dritten Kind auszumachen. „Auffallend war, dass sich vor allem in Deutschland Mütter nach der Geburt ihres ersten Kindes vielfach aus dem Arbeitsleben zurückziehen“, sagt Kreyenfeld. Nicht die arbeitslosen Frauen hätten am häufigsten ein zweites oder drittes Kind zur Welt gebracht, sondern diejenigen, die dem Arbeitsmarkt gar nicht zur Verfügung stünden.

Betrachteten die Forscher den Einfluss der Bildung auf die Entscheidung arbeitsloser Menschen für oder gegen Kinder, fanden sie ihre Vermutungen weitgehend bestätigt (s. Tab. 1). So war in Dänemark in der Gruppe der 20- bis 28-Jährigen die Erstgeburtenrate arbeitsloser Frauen mit einer geringen Bildung gegenüber den Frauen, die ein ähnlich niedriges Bildungsniveau, aber einen Job hatten, um fast 50 Prozent erhöht. Bei den gut ausgebildeten Frauen senkte Arbeitslosigkeit die Erstgeburtenrate hingegen – um immerhin fast 20 Prozent.

Vergleichbare, wenn auch weniger deutliche Effekte machten die Forscher bei den dänischen Männern aus. Gerade bei jungen, schlecht ausgebildeten Männern ohne Arbeit sei überraschenderweise die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass diese Vater würden, berichten Kreyenfeld und Andersson.

In Deutschland stießen die Demografen bei den Frauen auf ähnliche Ergebnisse wie in Dänemark. Wegen der niedrigeren Fallzahlen verzichteten sie hier allerdings auf eine Einteilung in unterschiedliche Altersgruppen. Bei den deutschen Männern ist der Effekt der Bildung weniger stark ausgeprägt als bei den Frauen. Von der Tendenz her weist er aber in die gleiche Richtung.

Insgesamt zeige ihre Studie, dass sich Arbeitslosigkeit in zwei so unterschiedlichen Ländern wie Deutschland und Dänemark in recht ähnlicher Weise auf die Familienplanung auswirke, schreiben Kreyenfeld und Andersson. Erwartungsgemäß würden die Menschen in beiden Ländern abhängig von ihrem Bildungsstand sehr unterschiedlich auf Situationen reagieren, in denen sie ohne Arbeit sind.

Um die sozialpolitische Bedeutung dieses Befunds zu verstehen, wünschen sich die Demografen weitere Studien, die den Lebensweg der Frauen verfolgen, die sich trotz Arbeitslosigkeit für Kinder entschieden haben. „Folgendes würden wir gerne herausfinden“, sagt Kreyenfeld: „Bekommen diese Frauen ihre Kinder, weil es für ihre berufliche Karriere ohnehin ohne Belang ist, zu welchem Zeitpunkt dies geschieht? Oder manövrieren sie sich auf diese Weise langfristig aus dem Arbeitsmarkt heraus?“

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Michaela Kreyenfeld

Literatur

Kreyenfeld, M., Andersson, G.: Socioeconomic differences in the unemployment and fertility nexus: evidence from Denmark and Germany. *Advances in Life Course Research* (2014). DOI: <http://dx.doi.org/10.1016/j.alcr.2014.01.007>

Sterblichkeit

Späte Rente, längeres Leben

Männer, die bereits mit 60 Jahren aufhören zu arbeiten, haben eine deutlich verringerte Lebenserwartung

In den meisten Industrieländern sind längst nicht alle Menschen bis zum gesetzlichen Renteneintrittsalter erwerbstätig. In Deutschland etwa gehen Männer und Frauen heute im Schnitt mit knapp 61 Jahren in Rente. Ein deutsches Forscherduo hat erstmals untersucht, inwieweit dieser Trend zur frühen Verrentung die Rentenkassen belasten könnte. Ihr überraschendes Fazit lautet: weniger stark als gedacht.

In Deutschland erhalten nahezu alle Männer und Frauen, die 65 Jahre oder älter sind, eine gesetzliche Rente. Denn selbst wer nur wenige Jahre lang in die Rentenkasse eingezahlt hat, wie beispielsweise viele Selbstständige, kann geringe Rentenansprüche erwerben. Fast ein Jahrhundert lang lag das gesetzliche Renteneintrittsalter hierzulande bei 65 Jahren. Unter bestimmten Voraussetzungen durften die Menschen jedoch schon mit 60 Jahren in Altersrente gehen, ohne größere finanzielle Abstriche machen zu müssen. Eine Erwerbsminderungsrente, einst Berufs- beziehungsweise Erwerbsunfähigkeitsrente genannt, konnte noch früher bezogen werden.

Wie Stephan Kühntopf vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden und Thusnelda Tivig vom Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels in der Fachzeitschrift *European Journal of Epidemiology* berichten, wurde von der Möglichkeit einer frühen Altersrente in der Vergangenheit oft Gebrauch gemacht. Die Wissenschaftler haben die Daten von sämtlichen deutschen Rentnern der Jahre 2003 bis 2005 analysiert. Demnach hörten 21,1 Prozent der Männer und 38,1 Prozent der Frauen bereits mit 60 Jahren auf zu arbeiten. Nur 25 Prozent der männlichen und 31,2 Prozent der weiblichen Rentner hielten bis zum Schluss durch und kehrten dem Berufsleben erst mit 65 Jahren den Rücken zu. Das mittlere Renteneintrittsalter der Männer und Frauen lag bei 61,6 Jahren.

Geht man von einer durchschnittlichen Lebenserwartung aus, belastet ein früher Renteneintritt die Rentenkassen stärker als ein später Rentenbeginn. Aber leben die Menschen, die – vielfach aus gesundheitlichen Gründen – bereits mit 60 Jahren in Rente gehen, wirklich ebenso lang wie jene, die bis 65 arbeiten? Kühntopf und Tivig wollten genau das herausfinden. Ihre Ergebnisse zeigen deutlich: Die Lebenserwartung deutscher Männer hängt stark vom Renteneintrittsalter ab. Bei Frauen ist dieser Zusammenhang, insbesondere wenn diese erst mit 60 Jahren oder später in Rente gehen, sehr viel geringer ausgeprägt (s. Abb. 1).

Ein deutscher Mann, der mit 55 Jahren erstmals eine Erwerbsminderungsrente bezogen hatte, konnte zum

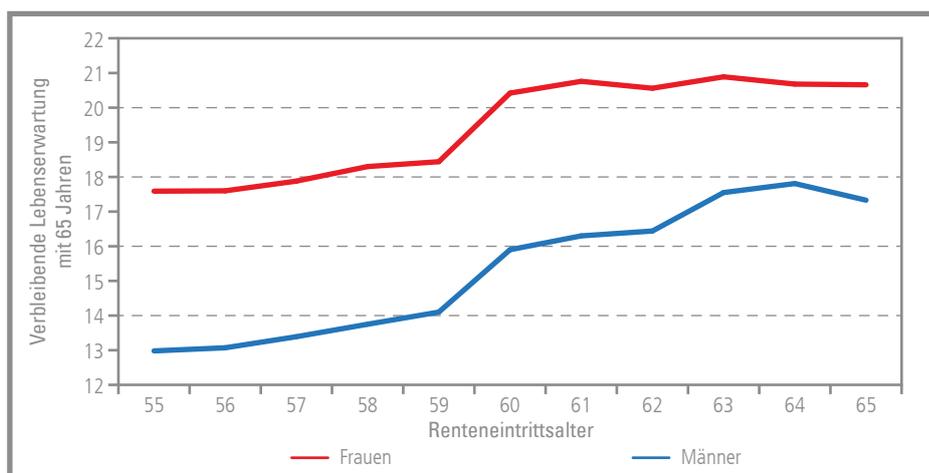


Abb. 1: Die Abbildung zeigt, wie sich das Renteneintrittsalter deutscher Frauen und Männer auf die verbleibende Lebenserwartung im Alter von 65 Jahren auswirkt. Demnach sterben die Menschen deutlich früher, wenn sie bereits vor Erreichen des 60. Lebensjahres in Rente gegangen sind. Quellen: Deutsche Rentenversicherung (Daten aus den Jahren 2003-2005), eigene Berechnungen.

Zeitpunkt der Analyse im Alter von 65 Jahren im Schnitt noch mit einer weiteren Lebenszeit von 13 Jahren rechnen. Männer, die bis zum Alter von 65 Jahren gearbeitet hatten, durften dann hingegen noch auf weitere 17,3 Jahre hoffen. Den Untersuchungen zufolge steigt die Lebenserwartung zweimal sprunghaft an: bei einem Renteneintrittsalter von 60 und einem von 63 Jahren. „Das liegt vermutlich daran, dass Männer, die vor ihrem 60. Geburtstag in Rente gingen, vielfach gesundheitliche Probleme hatten“, sagt Tivig. „Mit 60 Jahren stellten hingegen auch viele Langzeitarbeitslose und mit 63 Jahren die besonders langjährig Versicherten den Rentenanspruch.“

Dass die Lebenserwartung nach einem Renteneintrittsalter von 64 Jahren noch einmal leicht sinkt, könnte unter anderem daran liegen, dass viele Menschen, selbst wenn sie gesundheitliche Probleme hätten, aus finanziellen Gründen gezwungen seien, bis 65 zu arbeiten, spekuliert die Forscherin: Vorher hätten sie womöglich gar keinen Anspruch auf eine Rente.

Tivig und ihr Kollege untersuchten auch, inwiefern sämtliche vom Rentenversicherer anerkannte Krankheitsphasen die Sterblichkeit der Rentner beeinflussen. Dabei stellten sich vor allem zwei Dinge heraus. Erstens ist die Sterblichkeit bei jedem Renteneintrittsalter abhängig von der Dauer vorangegangener Krankheitsphasen. Legt man zweitens eine bestimmte Krankheitsdauer

zugrunde, sinkt die Sterblichkeit mit der Höhe des Renteneintrittsalters. Die Wahrscheinlichkeit, schon vor dem 72. Geburtstag zu sterben, ist den Berechnungen zufolge unter den Empfängern einer Altersrente am höchsten bei Männern, die bereits mit 60 Jahren in Rente gingen und davor mindestens vier Monate lang krank waren, und am niedrigsten bei Männern, die mit 64 Jahren aufhörten zu arbeiten und davor niemals ernsthafte gesundheitliche Probleme hatten (s. Tab. 1).

Zwar zeigten ihre Daten, dass Männer und insbesondere Frauen in Deutschland dazu tendierten, so früh wie gesetzlich möglich in Rente zu gehen, schreiben die Forscher. Dennoch hätten die erhöhte Sterblichkeit der Frührentner und die daraus resultierende kürzere Rentenbezugszeit zur Folge, dass die Lasten für das deutsche Rentensystem insgesamt geringer sein könnten als allgemein angenommen. Für die aktuellen und zukünftigen Neurentner seien die Ergebnisse aufgrund der vielen rentenrechtlichen Veränderungen, insbesondere beim Thema Frühverrentung, allerdings nur bedingt aussagekräftig, gibt Stephan Kühntopf zu bedenken. Weitere Studien zu dem Thema können daher mit Spannung erwartet werden.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Thusnelda Tivig

Literatur

Kühntopf, S., Tivig, T.: Early retirement and mortality in Germany. *European Journal of Epidemiology* 27(2012)2, 85-89. DOI: 10.1007/s10654-012-9658-x

Anrechnungszeiten wegen Krankheit	Renteneintrittsalter					
	60	61	62	63	64	65
0 Monate	14,3	13,5	13,1	10,3	9,5	11,7
1-3 Monate	15,8	14,7	14,3	11,5	10,9	14,4
4+ Monate	18,8	18,0	16,9	13,6	13,3	18,3

Tab. 1: Die Tabelle zeigt, wie wahrscheinlich es ist, dass ein 65-jähriger deutscher Mann bei einem Renteneintrittsalter zwischen 60 und 65 Jahren und Anrechnungszeiten wegen Krankheit von null, ein bis drei oder vier oder mehr Monaten vor seinem 72. Geburtstag stirbt. Alle Angaben sind in Prozent. Quellen: Deutsche Rentenversicherung (Daten aus den Jahren 2003-2005), eigene Berechnungen.

Mobilität

Wer lange pendelt, verdient oft mehr

Für eine erfolgreiche Karriere sind häufige Umzüge oder lange Wegstrecken zur Arbeit dennoch kein Garant

Viele Menschen, die im Job vorankommen wollen, gehen davon aus, dass sie, um dieses Ziel zu erreichen, räumlich mobil bleiben müssen. Aber sind Personen, die ihren Arbeitsort nur selten wechseln, beruflich wirklich weniger erfolgreich? Ein deutsch-schottisches Forscherteam ist dieser Frage nachgegangen – und kommt dabei zu manch unerwartetem Ergebnis.

Eine gewisse Mobilität im Berufsleben gilt heutzutage als selbstverständlich. In einer zunehmend flexiblen und globalisierten Arbeitswelt wird von den meisten Erwerbstätigen erwartet, dass sie ihre Arbeitsstätte von Zeit zu Zeit wechseln. Das belegen auch Zahlen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB) in Wiesbaden: Demnach ist in Deutschland jeder fünfte Erwerbstätige zwischen 25 und 54 Jahren aus beruflichen Gründen mobil. Die Betroffenen sind für ihren Job entweder umgezogen, sie pendeln täglich oder am Wochenende oder gehen oft auf Geschäftsreisen.

Doch klettern diese Menschen auf der Karriereleiter wirklich stets höher als weniger mobile Erwerbstätige? Ein Team um Heiko Rüger vom BiB kommt diesbezüglich zu einer differenzierten Antwort: Ihrer Analyse zufolge ist Mobilität nicht in jeder Hinsicht ein Garant für Erfolg im Beruf. Zwar verdienen Menschen, die über lange Phasen hinweg viele Dienstreisen unternehmen oder fernpendeln, also länger als eine Stunde zu ihrer Arbeitsstätte unterwegs sind, im Durchschnitt mehr als ihre weniger mobilen Pendanten. In anderen Faktoren, die auf Erfolg oder Misserfolg in der Karriere hinweisen, etwa in der Position innerhalb der Firmenhierarchie oder dem Berufsprestige, unterschieden sich die untersuchten Gruppen hingegen kaum.

Für ihre Analyse, in der sie zentrale soziodemografische und erwerbsbezogene Merkmale berücksichtigten, werteten die Wissenschaftler die deutschen Daten der zweiten

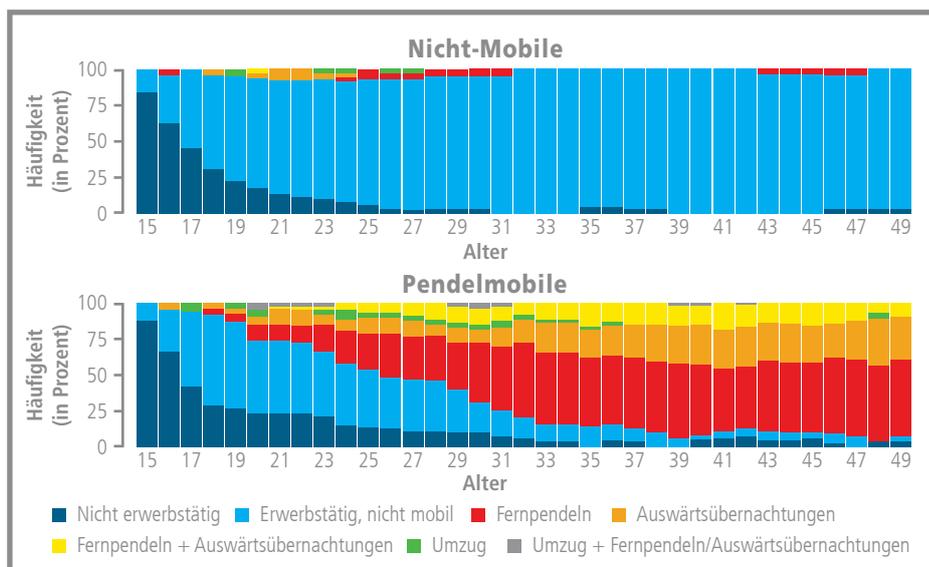


Abb. 1: Die Abbildung zeigt exemplarisch zwei von insgesamt acht typischen Mobilitätsverläufen. Dargestellt ist jeweils der prozentuale Anteil der verschiedenen Mobilitätsformen für jedes Alter zwischen 15 und 49 Jahren. Während beispielsweise beim oberen Verlaufstyp (Nicht-Mobile) im Alter von 37 Jahren fast alle Personen erwerbstätig und nicht mobil waren, legten beim unteren Verlaufstyp (Pendelmobile) im gleichen Alter die Mehrzahl der Befragten weite Strecken zwischen ihrem Arbeits- und Wohnort zurück. Quellen: Job Mobilities and Family Lives in Europe, eigene Berechnungen.

Welle der europäischen Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“ aus. Hierfür waren im Jahr 2010 insgesamt 749 zufällig ausgewählte Personen zwischen 25 und 58 Jahren zu ihren bisherigen Jobs und der damit verbundenen Mobilität befragt worden. Anhand dieser Daten teilten die Forscher die Befragten zunächst in acht Gruppen mit typischen Erwerbs- und Mobilitätsverläufen ein.

Die größte Gruppe mit 162 Personen (22 Prozent) machte die der Nicht-Mobilen aus. Die Lebenswege dieser Personen sind eher von Sesshaftigkeit geprägt: Während ihrer gesamten dargestellten Biografie waren sie höchstens ein Jahr lang in irgendeiner Form beruflich mobil. Im Gegensatz dazu steht beispielsweise die Gruppe der Pendelmobile, die in der Analyse mit 105 Personen einen Anteil von 14 Prozent einnahm. Zu ihnen gehören all jene, die schon früh in ihrem Erwerbsleben mobil waren und dies, teilweise mit Unterbrechungen, im Durchschnitt 14 Jahre lang blieben (s. Abb. 1).

Wie die Forscher herausfanden, gehören zu den Nicht-Mobilen vermehrt ältere Menschen und solche mit einer eher geringen Bildung. Unter den Pendelmobilen fanden sich im Vergleich zu den übrigen Gruppen häufiger Männer, Personen ohne Hochschulabschluss und alleinerziehende Frauen. „Vor allem der letztgenannte Befund hat uns überrascht“, sagt Rüger. Er lasse sich aber vermutlich damit erklären, dass auch an erwerbstätige Frauen und Mütter zunehmend Mobilitätsanforderungen gestellt würden. „Gerade wenn sie alleinerziehend sind, begegnen die Frauen diesen Anforderungen offenbar eher mit Pendel-

mobilität, um die Stabilität der lokalen Netzwerke zu gewährleisten“, mutmaßt Rüger.

Bei der Analyse aller Gruppen zeigte sich, dass Umzüge in den ersten Jahren der Erwerbskarriere wahrscheinlicher sind und mit 35 Jahren seltener werden. Pendelnde Berufstätige finden sich hingegen in allen Altersstufen zu etwa gleichen Anteilen. Insgesamt erweisen sich Männer als beruflich mobiler als Frauen. „Das liegt jedoch in erster Linie daran, dass Frauen seltener zu den Wochenendpendlern gehören und im Schnitt weniger Geschäftsreisen unternehmen“, erklärt Rüger. Alles in allem deuteten die Ergebnisse seines Teams darauf hin, dass räumliche Flexibilität zunehmend ein Instrument darstelle, um die Integration in den Arbeitsmarkt zu sichern oder den eigenen Job mit dem des Partners zu vereinbaren. „Vorteile bei der Karriereentwicklung für Menschen mit umfangreichen Mobilitätserfahrungen haben wir nur punktuell gesehen“, sagt Rüger. Insgesamt seien die Unterschiede zu den wenig mobilen Erwerbstätigen geringer als vermutet.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Heiko Rüger

Literatur

Viry, G., Rüger, H., Skora, T.: Migration and long-distance commuting histories and their links to career achievement in Germany: a sequence analysis. *Sociological Research Online* 19(2014)1, 8. DOI: 10.5153/sro.3263

Impressum

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock

in Kooperation mit

- Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
- Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
- Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien

ISSN: 1613-5822

Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Anke Brodmerkel

Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Roland Rau

Technische Leitung: Silvia Leek **Layout:** Janek Pilzecker

Druck: Stadtdruckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock

Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung

Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland

Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443

E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org

Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.